

8. VII. 1919

Republikantischer Pfingstspaziergang.

Von F. St. Duncker.

Vor dem Portal des Churdriesthanfes auf dem Stephansplatz steht im vollen Glanz des blaugoldenen Sonntagsvormittags ein Spänner. Sein lebensmüder Drüml, dem die Jahre des Durchhaltens weithin sichtbar auf die frachtdürren Flanken geschrieben sind, ist hinter jeder der beiden Schenklappen mit einem dürstigen, künstlichen Majolikenbüschel geschmückt, und ein gleiches steht auf dem Putzbock neben dem weißen Blechtäfelchen „Frei“. Daran erkenne ich auf dem ganzen langen Wege von Mariabühl bis hierher endlich zum erstenmal, daß Pfingsten vor der Tür steht und das berühmte Wiener Firmungsfest. Vor zwei Jahren, vor einem noch, hat man einen schwachen, resignierten Schein und Abglanz aktivierender Firmungstreibens krampfhaft aufrechtzuhalten sich bemüht. Heute herrschen selbst unmittelbar um den Stephansdom eine Ruhe, eine Stille, eine Einsamkeit, die nicht mehr wohlthuend, sondern fast beängstigend auf die armen, gemarterten Herzen wirken. Und eben so schweigsam und unbelebt die weitere Umgebung, Singerstraße, Stock-im-Eisen-Platz, Graben...

Das tote Wien... Wie Bentnerlast legt sich's auf die Brust. Freilich, das ist ja, vorläufig wenigstens, nur eine lächerliche Zwangsvorstellung. Nicht Not und Verzweiflung, nicht politische und wirtschaftliche Ungunst verursachen diese heutige Leere und Oede der Gassen, sondern das langersehnte, endlich eingetroffene herrliche Frühsummerwetter hat groß und klein unwiderstehlich hinausgelockt aus den Mauern ins Freie.

Aber das kummervolle Herz will sich nicht aufriedengehen mit dieser vernunftmäßigen Erklärung. Und wenn etwas die Bitterkeit noch vermehren kann, so sind's die italienischen Genarmen und Offiziere, die kühl und selbstbewußt am Dom vorbeizugeln: Die glauben jedenfalls, so still und armselig war und ist der Feiertag stets in unserer Bettlerstadt!

Gott sei Dank, ein lauter, überlauter Ton: „Etrausgabe!“ Sollte in Saint-Germain die Vernunft...? Sollte bei Wilson das Ehrgefühl...? Aber nein, sofort würde ich mich meiner augenblicklichen Reichhaltigkeit bloß der alte Schwindel in neuer, doch keineswegs verbesserter Auflage: Der „rote Sonntagbote“ wärmt unabhäufige Sensationen vom Freitag auf; die „Intimen Blätter“ bringen alberne „Enthüllungen“ aus dem Liebesleben der Sababurger...

Zwei alte Frauen, Demut in der Haltung, Not im Gesicht, Gebelbäcker in den Händen, kumpeln der Stephanskirche zu. „Alsdann will er nicht? Nimmet in sei' Fabrik geh'n, Ihner Schwiegerjohn?“ fragt die eine.

„Absolut net mehr!“ erwidert die andere. „Da waar sei' Herz a Karr, laot er, wann er um dö notigen paar Ketsch an Gschladen machet!“

„No, von was lebt er denn?“
„Zeitungen verkauft er jetzt.“
„Wahiel verdient er si denn nachher da damit?“

„A zehn, zwöf Kronen im Tag, manngsmal mehr, manngsmal weniger, es is net gleich.“

„Ja, aber da davon kann ma' so' heutigstags net leb'n.“
„Statist' net. Aber er hat dö' die Arbeitslosenunterstützung. Rechnen S' dö' dasua, da kummt er si' auf ganz a schön's Geld im Monat... Wann er's nur ab hergebet' dabam und net verkauft'!...“

Ueber Graben, Hofmarkt und Mikadoerplatz in den inneren Burghof.

Nach hier außer Sparen. Lauben und dem Wachmann, der mit off' unbearbeiteten, aber wahrscheinlich sehr triftigen Gründen den Durchganga durchs Schweizerstor verwehrt, kein lebendes Wesen. Aber mächtig im Mittelpunkt des weiten Gebietes das schwarze, eberne Standbild, dessen Größe und Wucht in so schreiendem Gegensatz stehen zur historischen Persönlichkeit des monumental Vereingelten.

„Amorem meum populus meus!“
Als er, der letzte römisch-deutsche und erste österreichische Kaiser in den ersten Märztagen des Jahres 1835 auf dem Paradebett lag, da sollen seine „Völker“, da soll vor allem der unbestechliche und unerschütterbare Optimismus seiner Wiener froh und feierhaft gekannt gewesen sein auf sein Testament. Kadelhafte Riffeln nannte man, Unsummen nannte man sich ins Ohr, Stiftungen, mit denen der Gatte Gemütliche, Reutelige seine Freiabigkeit und seinen Wohltätigkeitsinn übers Grab hinaus herrlich beweisen wollte — aus bester Quelle „hatte“ man's: „Wart'ls nur, bis das Testament veröffentlicht wird! Da werd't's spizen!“ Und das Testament wurde wenige Tage später veröffentlicht, und die Wiener „Witken“ wirklich. „Meine Liebe vermache ich meinen Untertanen.“ so begann es. Gut, „meine Liebe“. Und sonst? Sonst nichts. Nun wußte man's. Nun hatte man genug. Zwar behaupten lokale Gesichtschreiber, daß alle Wiener diese knappen und katastrophal vielklingenden Worte „mit tiefer Rührung“ vernommen hätten. Aber es ist wohl auch jener andere Bericht nicht ganz von der Hand zu weisen, der da besagt, es habe immerhin etliche Rankbeine unter ihnen gegeben, die das fürstliche Vermächtnis mit diesem Dank quittierten:
„No, in Urkösten hat er si' a'rad' net a'kürzt, der Vater Franz!“

Unbestimmt um diese Rud- und Pielöseln hat man's dann aufs Monument gesetzt: „Meine Liebe meinen Völkern“ — aber natürlich nicht auf deutsch, sondern in der Staatsprache Österreichs, lateinisch. Damit es halt

„Aber immer bräunt Ihnen doch nicht so was Schönes.“
„Na, Freili' net. Mannigsmal tramt mir gar nit. No, lieat da evva was dran? Das is der a'fündeste Schlaf. Und manngsmal wieder tramt mir was Grauslich's. Da hab' ich nacher erst recht a' Freud', wann i' fiesch', daß's nur a' Tram war, daß's gar net wahr is... Ueber's Schlafen steht nix auf. Das is mei' Standpunkt. Hab' i' net recht?“

Vielleicht nicht so ganz und unbedingt, lieber Freund, denke ich mir und erhebe mich zur Heimkehr. Aber schließlich, dein Standpunkt — der dümmste oder schlechteste ist er nicht.